Zeitschrift: Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band: 4 (1850)

Artikel: Jakob Sarasin und seine Freunde : ein Beitrag zur Litteraturgeschichte
Autor: [s.n.]
Kapitel: Pfeffel
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-110014

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Meine Frau und die Meinigen, die dich Alle lieben, darf ich deiner Freundschaft nicht empfehlen, so wenig als den Deinigen.)

Nächst Lavater stand unter den Freunden Sarasin am nächsten

Pfeffel.

Auch sein Name ist bekannt genug, als daß viel zu bevorworten nöthig wäre; doch da sein äußeres Leben vielleicht weniger Allen gegenwärtig ist, als Lavaters, so erlaube ich mir, eine kurze Skizze desselben voranzuschicken.[1])

Gottlieb Konrad Pfeffel, geb. den 28. Brachmonat 1736 zu Colmar, hatte seinen Vater, einen geachteten Beamteten (Stättemeister), früh verloren und verdankte seine Bildung theils seinem ältern Bruder, theils dem Kirchenrath Sander in Könderingen, in dessen Haus er eine wissenschaftliche Erziehung erhielt. Im Spätjahr 1751 bezog er die Universität Halle, um die Staats- und Rechtswissenschaft zu studieren. Schon hier zog er sich bei seinen ohnehin geschwächten Augen durch angestrengtes Arbeiten und Nachtwachen eine Ophthalmie zu, die ihn nöthigte, für einige Zeit die Studien auszusetzen. Er kehrte ins Vaterland zurück. In Straßburg gewann er die Liebe seiner künftigen Lebensgefährtin, Cleophe Divoux (Doris), mit der er den 26. Februar 1759 — als Blinder sich trauen ließ. Das eine Auge hatte er schon früher verloren, das andere mußte er, um einer hitzigen Krankheit willen, deren Stoff sich auf dasselbe geworfen hatte, operiren lassen

---

1) Vgl. J. J. Rieder's biographischer Entwurf im Supplement zu Pfeffels Versuche. Stuttgart und Tübingeu 820. — Stöber in den elsässischen Neujahrsblättern 843.

— was mit voller Einwilligung seiner Braut geschah, obwohl der Verlust auch dieses Auges mit ziemlicher Gewißheit bevorstand. — Pfeffel hatte sich schon frühe in Poesien und namentlich im Gebiete der Fabel versucht, wobei ihm Gellert als Vorbild diente. Seine Muse war es, die ihm bei seiner körperlichen Unfähigkeit zu irgend einer Beamtung seinen irdischen Unterhalt gab. 1761 erschienen seine ersten poetischen Versuche in drei Büchern zu Frankfurt a. M.; es waren Oden, Lieder, Eklogen, Gelegenheitsgedichte und etwa ein Drittheil Fabeln und Epigramme. Auch im Dramatischen versuchte er sich. Sein Trauerspiel: „der Einsiedler" erlebte zwei Auflagen (1761 und 1763); überdieß erschienen Schäferspiele: der Schatz, und Philemon und Baucis (1763). Auch übersetzte er Lichtwers Fabeln ins Französische. Andrer litterarischer Unternehmungen, sowie auch seines mit Eifer getriebenen Studiums der Kriegswissenschaft nicht zu gedenken. Sein Name als Dichter wurde in den Sechzigerjahren immer bekannter in Deutschland. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt ernannte ihn 1763 zum Hofrath und 1767 ward er zum Ehrenmitglied der markgräflich-badischen lateinischen Gesellschaft in Karlsruhe ernannt.[1]) Der schmerzhafte Verlust seines Erstgebornen, eines zehnjährigen hoffnungsvollen Knaben, den er mit den rührenden Worten besingt:

„Ach, das Bäumchen, das der Blitz getroffen,
War eines blinden Vaters Stab,"

veranlaßte ihn, durch Errichtung einer Erziehungsanstalt, Vater fremder Kinder zu werden. Damit beginnt eine neue Epoche in Pfeffels Leben. Sein Plan ging anfänglich auf ein Militär-Pensionat für junge protestantische Edelleute. Das Institut wurde 1773 unter dem Namen école, später Académie militaire in Colmar eröffnet. An dem geistreichen, auch

1) Späterhin 1788 ward er Ehrenmitglied der preußischen Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin.

aus Göthe's Leben bekannten gräflich-leiningischen Hofrath Lerse erhielt Pfeffel einen tüchtigen Gehülfen, und bald sandten auch Väter und Mutter aus dem bessern Bürgerstande ihre Söhne dahin, auch wenn diese nicht dem Soldatenstande sich widmeten.

Eine nähere Beschreibung des Instituts, das sich auf etwa 40 Zöglinge belief, unter welchen wir Russen, Franzosen, Engländer, Deutsche und Schweizer finden, eine Entwicklung der Pfeffel'schen Grundsätze über Erziehung, auf welche dann die militärische Disciplin der Schule gegründet wurde, wird man hier nicht erwarten.[1] Ueber den Zweck der Anstalt spricht sich Pfeffel in einem Brief an Sarasin vom 26. Hornung 1781 also aus: „Unser Institut ist weder eine Gelehrten-, Soldaten- noch Kaufmannsschule, sondern ein Pflanzgarten für alle nicht gemeine Stände." — Sarasin selbst sandte seinen ältesten Sohn Felix 1783 dahin. Auch W. Haas und andre Basler waren Pfeffel'sche „Eleven."

Pfeffels Thätigkeit ging nun großentheils in der Leitung dieses Institutes auf, obwohl er zu dichten nie aufhörte und auch mit der Litteratur fortschritt. So erschienen 1783 seine Fabeln, der helvetischen Gesellschaft gewidmet, die nach sechs Jahren eine neue Auflage erhielten und 1781—1799 die poetischen Versuche, welche bei seinem ehemaligen Eleven, W. Haas, gedruckt und später von Cotta verlegt wurden. Im Jahr 1785 präsidirte er die helvetische Gesellschaft und hielt eine Rede „über die europäische Kriegsverfassung vor Erfindung des Feuergewehrs." Pfeffel selbst betrachtete sich in sofern als Schweizer, als die Stadt Biel im Jahre 1782 ihm das Ehrenbürgerrecht geschenkt hatte. Um das Basler Bürgerrecht hatte er sich im Jahre 1781 beworben, aber die Verhandlungen zerschlugen sich, und Pfeffel zeigte sich etwas empfindlich darüber in den Briefen an Sarasin.

---

1) Ausführliches darüber bei Rieder a. a. O.

Nachdem die Erziehungsanstalt zu Colmar im Jahr 1793 den Revolutionsstürmen hatte weichen müssen, fuhr Pfeffel als Vorsteher des Consistoriums fort, für Erziehung thätig zu sein. Krankheit, ökonomische Verluste (in Folge der Assignaten), die noch weit schmerzlichern Verluste eines Sohnes und andrer Angehörigen brachten manches Schwere über ihn. Aber sein Geist erhob sich über den Druck durch die Beschäftigung mit Philosophie und Poesie, welche beide durch eine religiöse Gesinnung ihren tiefern Halt erhielten. Mit ausgezeichneten Männern und Frauen, von denen einige zum Sarasin'schen Kreise gehörten, so wie mit diesem selbst unterhielt er einen fleißigen Briefwechsel, den er schon, als er noch das Institut leitete, begonnen und wozu er sich oft die Minuten gestohlen hatte, die ihm kurz vor dem Glockenschlage vergönnt waren, der ihn unerbittlich wieder an die Arbeit in seiner Klasse rief. — Weit entfernt, daß sein höheres Alter seine poetische Fruchtbarkeit geschwächt hätte, verfaßte er grade in den spätern Jahren die meisten seiner Gedichte, oft in schlaflosen Nächten. Die Thiere seiner Fabeln waren ihm zu traulichen Freunden geworden, denn, so schrieb er an Lavater, „die Bestien sind oft bessere Gesellen, als Menschen!" — Und auch in den Briefen an Sarasin drückt sich öfter eine trübe Stimmung aus bei'm Blicke nach dem politischen Horizonte. Den 26. Februar 1809 (nachdem die meisten seiner Freunde, auch Lavater und Sarasin, ihm vorangegangen waren) hatte er noch seine goldne Jubelhochzeit gefeiert, als er von seinem rheumatischen Uebel, an dem er Jahre lang litt, mit neuer Heftigkeit befallen und nach vielem Leiden den 1. Mai durch den Tod erlöst wurde. Auf das einfache Kreuz, das seine Grabstätte bezeichnet, hat seine Gattin die Worte geschrieben, die er selbst für eines seiner Kinder wählte: „Seine Seele gefiel Gott wohl."

Pfeffels näheres Verhältniß zu Sarasin finden wir, so weit die Briefsammlung zurückreicht, eingeleitet durch die Absendung eines Neffen Sarasins in das Pfeffel'sche Institut,

im Jahr 1774 (sein eigner Sohn Felix kam erst neun Jahre später hin). Dieser erste Brief ist französisch geschrieben und hat noch ganz die Haltung eines Geschäftsbriefes; er ist unterschrieben von Pfeffel und einem gewissen Bellefontaines. (Hiebei ist zu bemerken, daß Pfeffels Briefe durchgängig dictirt oder auch oft von Secretären in seinem Namen geschrieben, von ihm aber meist eigenhändig mit sehr dicken Lettern, wie eben ein Blinder schreibt, unterschrieben sind). Die folgenden Briefe, sämmtlich deutsch, werden aber bald traulicher und endlich geht auch das Sie in Du über. Wie innig schon das Verhältniß zu Sarasin und dessen Gattin im Jahr 1777 war, erhellt aus folgender Briefstelle: „Liebste Seraphine, theurer Sarasin! meine Gattin und ich empfinden mit namenloser Wollust, daß wir beide nur eine Hälfte sind und daß Ihr edles Paar die andre Hälfte von uns selbst ausmacht. Gott segne euch für eure Liebe. Ich wußte lange nicht, wie theuer ihr mir seid." — Und nun wird auch in andern Briefen das Glück der Freundschaft und die Sympathie der Seelen in einem Tone besungen, der es vermuthen ließe, wenn es nicht durch andre Briefstellen bestätigt würde, daß Pfeffel gerade damals mit Siegwart sich beschäftigte. Bald hernach heißt es in einem andern Briefe: — „Von nun an soll kein Tag vergehen, an welchem unsre Seelen nicht, von der Welt ungesehen, in heiligen Sympathien, Sie theurer Bruder! und Sie, unsre Lieblingsschwester umschweben werden. Gott, der Zeuge unsers Bundes weiß, daß nur diese Namen allein in ihrer ächtesten und wärmsten Bedeutung gewonnen, unsre Verhältnisse gegen Euch ausdrücken können. Hätte Werther ein Paar Freunde gehabt, wie wir; hätte er nur einen Blick auf unsre mitternächtliche Scene vom Montag werfen können, er hätte die Menschheit lieber, er hätte sie verehren gelernt, er hätte sein Geschoß aus der Hand geworfen, um sie zu einem Lobe über sein Dasein gen Himmel zu falten." In ähnlicher Freun-

destrunkenheit schreibt er auch 1778 an Sarasin, nach einem Besuche des Letztern in Colmar:

Freund! was der Arzt dem Kranken ist,
Das warst du mir: an deinem Herzen
Goß Wonne sich in meine Schmerzen,
Wohl mir, daß du mein Bruder bist.
Und dir, o Zoe! Heil dir, Beste!
Geliebteste, Heil, Heil sei dir;
Zween Tage gabst du mir, zwei Feste
Des Paradieses gabst du mir.

Man vergleiche auch die gedruckte Epistel an Sarasin im ersten Band der poetischen Versuche zweites Buch, sowie die verschiedenen Gedichte an Zoe. — Dieser Freundschaftsbund war aber keineswegs, wie man aus der sentimentalen Sprache schließen könnte, ein bloßes Spiel der Phantasie, eitle Gefühlsschwärmerei. Alles ging auf gegenseitige sittliche Veredlung und Vervollkommnung, auf gegenseitige Erziehung aus. So legt Pfeffel mit einer Offenheit und Freimüthigkeit, wie man sie selten von einem Mann, einer Frau gegenüber finden wird, folgendes Selbstgeständniß an Zoe ab (1779:) . . . „Auch ich, liebste Freundin! habe schon mehr als einmal die besten Menschen über mich seufzen gemacht, und bei den heiligsten Vorsätzen gegen einen erfochtenen Sieg gewiß zwo Niederlagen erlitten. Es giebt Tage, darin ich alles leiden kann, andere, da es mir schwer fällt, nur eine kleine Kränkung zu ertragen. Ich fühle wohl, daß die physische Beschaffenheit meines Körpers auf die Stimmung meines Geistes einfließt, allein vor dem Gerichte meines Gewissens könnte dieser Grund mich noch nie lossprechen. Ganze Tage voll innern Jammers und noch schrecklichere Nächte, worin ich, fern von der Erquickung des Schlafes mein Kissen mit Thränen überschwemme, sind noch immer die Folge meiner schändlichen Niederlage gewesen. Gottlob, daß meine Zöglinge noch nie die Gegenstände davon waren, und daß die guten Menschen, die mich umgeben, auch in

diesen Augenblicken das Inwendige meines Herzens nicht verkennen. . . . Bei Gott! ich gebe den Vorsatz und die Hoffnung nicht auf, wieder Herr meiner selbst zu werden, und was mich in dieser Hoffnung bestärkt, ist, daß ich selten mehr als einen Augenblick brauche, um mich zu besinnen. Aber auch das, meine Zoe! ist nicht mein Werk, sondern ein Zug des Leitbandes, das der große Vater, der überall ist, unsern Seelen angelegt hat. O liebste Schwester! möchten wir uns ihm nie entziehen und in jeder Minute fühlen, wie selig es ist, unter seiner Wartung zu stehen."

Schon hier tritt uns Pfeffels tief religiöse Gesinnung entgegen, die man bei dem Epigrammatiker und Fabeldichter weniger erwarten würde. Sie spricht sich aber auch in dem ganzen Briefwechsel aus, was uns ein Beweis ist von dem innigen Verhältniß Pfeffels zu den Sarasins, denn so schreibt er im September 1786 an Beide: „Ihr wißt, meine Theuersten, daß ich nur mit wenig Sterblichen von Religion spreche. Ich betrachte sie als eine neue keusche Geliebte, deren geheime Gunstbezeugungen man für sich behalten muß. Für mich sind das ihre Mysterien; die Theologen mögen andere haben, andere kenne ich nicht. — Die Farbe seiner Religion ist nun freilich eine von der Lavater'schen durchaus verschiedene. Es ist, als ob die verschiedenen Richtungen der Zeit, wie sie unter einander gährten, sich in ihm begegneten und sich gleichsam den Vorrang streitig machten. Pfeffels Leben fällt, wie das der übrigen Freunde in die Periode der Aufklärung, welche der französischen Revolution vorausging. Er war auch nicht unbekannt mit all den Schriften, welche als die vorzüglichsten Organe derselben galten und blieb von ihrem Einfluß nicht unberührt, ohne sich doch demselben blindlings hinzugeben. Als Beleg dazu mag dienen, was er an Sarasin über Lessings Nathan schreibt (Juni 1779): „Ich habe den Nathan von Straßburg mitgebracht; das Stück ist unbezahlbar, nur mißfällt mir in einem vertraulichen Schauspiel mehr, als in jedem

andern, die Diction in Versen. Der Schluß schnappt auch zu plötzlich ab und die Fabel eines der Meisterstücke des menschlichen Witzes hinterläßt den unangenehmen Eindruck, daß die Religionen Mahomeds und unseres guten göttlichen Jesus in eine Klasse gesetzt und für untergeschoben ausgegeben werden. Ich glaube allerdings, daß der Mahometismus, seine Gründung abgerechnet, mehr nützlich als schädlich war und verehre viele seiner Lehren, allein die Parallele mit dem Christenthum kann er doch wahrlich nicht aushalten." — Eine ähnliche eklektische Stellung nimmt Pfeffel gegen den Deismus von Steinbart ein, dessen System der Glückseligkeitslehre er soeben gelesen hatte. Er tadelt an dem Werke die allzu schulgerechte Form, welche den Schüler Baumgartens [1]) verrathe, gesteht aber, daß ihn vieles in die angenehmste Ueberraschung versetzt habe, weil es fast ganz mit seinen Begriffen und Empfindungen harmonire. Namentlich stimmt er ihm bei in der Verwerfung der Augustinischen Erbsündenlehre. „Dieser Afrikaner hat der Religion mit seiner vorgeblichen Orthodoxie mehr als alle vor ihm aufgestandenen Erzketzer geschadet." Ob Pfeffel freilich selbst den Afrikaner Augustin gelesen habe, oder wie Tausende mit ihm nur Andern nachrede, lassen wir dahin gestellt. Selbstständiger urtheilte er in andern Dingen, und bekannte offen, daß Steinbart ihm zu weit gehe. So hatte dieser, frivol genug, Davids Schmerz über seine Sünden mit der „Galgenbuße eines Missethäters" zusammengestellt. Dieß empörte Pfeffel. „Meister Steinbart muß entweder von Kindheit an gar trefflich mit sich zufrieden sein oder ein Herz von Farrenschwänzen haben, sonst würde er nicht so kalt und dictatorisch entscheiden, daß der ächte Geist der Religion alle ängstliche oder traurige Reue verbanne.... Ein gutes, fühlendes Herz leidet allemal, wenn es mit oder ohne Vorsatz einen Wohlthäter oder sonst einen guten fühlenden Mitmenschen be-

1) Siegmund Jakob Baumgarten selbst war bekanntlich ein Schüler Wolfs.

leidigt; wie kann es denn hüpfen oder auch nur ruhig bleiben, wenn es wahrnimmt, daß es die Wohlthaten des allgemeinen Vaters so spät erkannt oder seinen öftern Ruf zur Glückseligkeit so oft verschmähet hat? . . . Der Verfasser hätte schlechterdings die physischen und moralischen Temperamente der Menschen mit zu Rathe ziehen und bedenken sollen, daß in einem gewissen Stande der Reife kein Mensch sich mehr vor Sünden hütet, als der, der sich am meisten über seine Sünden bekümmert, und Lavater hat recht, wenn er in seinen Aussichten sagt, daß der wahre Christ nie eifriger in der Tugend ist, als kurz nach einem Falle. Warum das? weil er die Leiden der Reue und das unangenehme Gefühl kennet, dem besten Wesen und dem mächtigsten Freunde mißfallen zu haben. Dieß schließt aber die ruhige Heiterkeit über seine Rückkehr und das frohe Bewußtsein der Erbarmung Gottes nicht aus." — Und in einem spätern Brief (vom 4. August) gelangt Pfeffel zu dem Resultat: „dieser Professor (Steinbart) ist mein Mann nicht. Aus einigen Stellen sollte man schließen, daß er das Christenthum als einen Deismus für den großen Haufen und das Historische desselben bloß als den Kanal ansieht, diesen Deismus durchgängig bekannt zu machen. Hieraus folgt, daß der aufgeklärte Mann ein Christ sein kann, ohne an Christum zu glauben und ohne nöthig zu haben, an ihn zu glauben, wenn er den Deismus aus der Natur erkennt und annimmt, den das gemeine Volk, weil es nicht selbst forschen kann, auf die Autorität, das ist auf das Zeugniß Jesu hin und in Gefolg seiner Lehre glaubt und ausübt. Ihr werdet finden, liebe Freunde, daß ich dem Mann nicht unrecht thue. Sein Satz aber ist nicht neu. Herder in seiner Philosophie der Geschichte hat ihn auch geäußert, aber in der Folge, wie es scheint, wieder zurückgenommen, indem er gegen die eifert, welche die christliche Religion bloß als ein Ausbreitungsmittel der natürlichen betrachten. Auch nach meiner Ueberzeugung ist sie das, aber das nicht allein. Sie enthält eine Anstalt Gottes, die der

Deismus nicht muthmaßen kann, setzt uns ein helleres Ziel, größere Tugendgründe, als er, vor Augen und stellt zwischen die Gottheit und uns einen Mann, den wir nicht auf die Seite schieben können, ohne unendlich viel dabei zu verlieren. Der neue verfeinerte Deismus ist offenbar aus Christi Glaubens- und Sittenlehre gezogen. Nun schlagen die aufgewachsenen Kinder des Christenthums ihre Amme, die Bibel, aus der sie ihre Philosophie gesogen haben, und lassen uns die Wahl, Nachbeter Jesu oder Selbstdenker zu sein. Auch den Artikel des Gebets hat Steinbart bei aller seiner Umständlichkeit nicht nach meinem Wunsche behandelt und scheint nach dem Beispiel unsrer kalten Vernünftler die Bitte auszuschließen. Das Gebet des Herrn schließt sie Gottlob nicht aus, und es ist dem Schwächern ja natürlich, den Stärkern um Hülfe anzurufen. Ueberhaupt ist die Religion unter den Händen unsrer neuern Theologen, was die wächserne Nase in Lichtwers Fabeln. Man wird daran formen und künsteln bis nichts mehr übrig bleibt als Trümmer, die man am Ende doch wieder begierig auflesen und zusammenschmelzen wird. Weit besser als Steinbart, gefällt mir Semler in seiner siegreichen Widerlegung der berüchtigten Fragmente. [1]) — Schon aus dieser Berufung auf Semler können wir abnehmen, daß Pfeffel bei all seiner entschiedenen Anhänglichkeit an das positive Christenthum, nichts weniger als ein Freund der alten Orthodoxie oder des modernen Pietismus war, sondern, daß er wie Viele seiner Zeit, denen Semler voranging, ein den Bedürfnissen der Zeit, den Fortschritten der Bildung angemessenes Vernunftchristenthum, einen durch die Bibel geleiteten, durch

---

1) Noch mehrere andere Stellen finden sich in den Briefen, worin er sich über die tröstende Macht des Christenthums ausspricht in Vergleichung mit dem Stoicismus und jeder Philosophie, so daß das Urtheil Gelzers über ihn (deutsche Nationallitteratur 2te Aufl. Bd. I. S. 126), wonach wir auch bei Pfeffel „einen von christlicher Offenbarung und Geschichte völlig absehenden Deismus zu finden hätten" wohl einer Milderung bedarf.

praktische Frömmigkeit erwärmten christlichen Rationalismus anstrebte. Unumwunden spricht er in einem Briefe vom August 1779 es aus, daß die Wahrheiten von der Vorsehung und der Unsterblichkeit ihm unter allen am nächsten liegen; weßhalb ihm denn auch die in den Neunzigerjahren erschienene Schrift von Sintenis: Elpizon besonders Vergnügen gewährte (siehe den Brief vom 3. Juli 1797).

Diese Richtung findet sich auch vertreten in seinen erst nach seinem Tode herausgegebenen Briefen über Religion an Bettina. Allein schon lange zuvor, im Jahr 1779, hatte Pfeffel den Gedanken gefaßt, seine religiösen Ueberzeugungen in brieflicher Form mitzutheilen und hatte ihn auch ausgeführt. Es war Sarasins Gattin, Zoe, der er diese philosophisch-theologischen Episteln von Zeit zu Zeit übersandte. Auch mit Sarasin selbst verhandelte er religiöse Gegenstände und noch findet sich eine Correspondenz zwischen ihm und seinem Freunde über die Ewigkeit der Höllenstrafen. Und merkwürdig, hierin war Pfeffel sogar orthodoxer, als Lavater; er vertheidigte gegen Sarasin die Lehre; nur faßte er sie idealistisch auf von einem, wenn auch in stetem Verschwinden begriffenen Gefühl der Reue über das begangene Böse. — Mit Jung Stillings spätern religiösen Ideen, wie sie derselbe in seinem Heimweh äußerte, konnte Pfeffel sich vollends nicht befreunden. Schon das verdroß ihn daran, daß die christliche Religion in ein Feenmährchen eingekleidet werde, obwohl er in der Aufnahme, welche das Buch in Deutschland fand, ein erfreuliches Zeichen der wieder erwachten Religiosität sah. [1]) — Sarasin, der an dem Buche Stillings große Freude hatte, schien Pfeffeln den Vorwurf gemacht zu haben, er wolle das Christenthum modernisiren. Dagegen verwahrt sich Pfeffel mit folgenden Worten: „Das wirst du an mir nicht erleben, daß ich den uralten Bibelgott wie du dich ausdrückst, modernisiren werde. Ich

1) Vergleiche den 3. Band der Pfeffel'schen Briefe in der Sarasin'schen Sammlung.

glaube vielmehr, Jung habe ihn, wo nicht modernisirt, doch wenigstens herrnhutisirt und in eine gewisse Schulform gegossen, die ich nicht in der Bibel finde. Aus seiner Arbeit leuchten aber häufige Strahlen des Genies und Züge der Gottseligkeit hervor, die ich nicht verkenne und wegen deren ich den Verfasser schätze und verehre."

Wie das religiöse, so tritt auch das politische Glaubensbekenntniß Pfeffels an verschiedenen Stellen der Correspondenzen hervor. Vor dem Ausbruche der französischen Staatsumwälzung finden wir ihn auf der Seite der Opposition. Die berüchtigte Halsbandgeschichte, in die auch Cagliostro verwickelt war, erfüllte ihn mit Abscheu gegen das Intriguenwesen am Hof. Er wurde ein entschiedener Gegner der absoluten Monarchie, und die erste Morgenröthe der Revolution begrüßte er, wie manche Andere, mit freudigen Erwartungen. Aber bald trübte sich ihm die Aussicht, und wie sehr er sich dann durch eine höhere religiöse Betrachtung der Dinge über die Gegenwart zu erheben wußte, davon möge folgende Stelle zeugen, die mit Bezug auf die Stilling'sche Schrift vom Heimweh niedergeschrieben wurde:

„Darin bin ich mit dir einig, Bruder! daß wir in einem Zeitalter leben, das nicht nur an geschehenen, sondern auch an bevorstehenden großen Katastrophen reichhaltig ist. Der liebe Gott hat doch ein besonderes Talent, Schlingel und böse Buben wider ihr Wissen und Wollen zu Dienern seiner wichtigsten Plane zu machen. Seit den Hunnen, Gothen, Vandalen ist nicht geschehen, was jetzt geschieht. Aber, aber — als die Hunnen, Gothen und Vandalen ihr Zuchtmeisteramt ausgeübt hatten, mußten auch sie die Hosen abziehen und endlich wurden sie gar wie eine unnütz gewordene Ruthe ins Feuer geworfen" .... Und Aehnliches prophezeit er nun den neuen Vandalen, wenn sie nicht zum unsichtbaren Allherrscher, der sie wie Heuschrecken ausgesandt hat, und zur Tugend zurückkehren. — Philanthropie und Christenthum waren bei Pfeffel unzer-

trennliche Begriffe; daher schreibt er auch schon 1780 an Sarasin: Es bleibt doch immer dabei, daß alle wohlthätigen Anstalten, die man ohne den Geist des Evangeliums einrichtet, ein offenbares Gepräge von Thorheit tragen.

In confessioneller Hinsicht huldigte Pfeffel vollkommen der Toleranz des Jahrhunderts. Als Sarasins Frau billigermaßen Anstand nimmt, für ihre Kinder eine katholische Gouvernante zu nehmen, die ihr Pfeffel empfohlen hatte, schreibt er an sie Folgendes (Juni 1781): Dafür meine Freundin, kann ich Ihnen stehen, daß Ihre Kinder bei dem Mädchen keinen Schatten vom Papstthum erben werden. Was Ihre Ehren Matronen und Spießbürger in Basel dazu denken mögen, müssen Sie besser wissen, als ich, und wenn das Vorurtheil hierüber sehr groß ist, so glaube ich, meine Zoe! daß man ihm nur im Nothfalle Trotz bieten soll." — Gleichwohl war Pfeffel für seine Person entschieden Protestant. Gustav Adolf war nach einer brieflichen Aeußerung (vom October 1779) sein Lieblingsheld, über den er auch etwas schreiben wollte, und die Schicksale des Protestantismus in Frankreich lagen ihm bei der politischen Umwälzung vor allem am Herzen. Uebrigens enthalten Pfeffels Briefe aus der Revolutionsperiode einen Reichthum auch von historischem Material, den wir aber Andern auszubeuten überlassen müssen. Wir betrachten den Mann als litterarische Erscheinung, und lernen ihn auch von dieser Seite aus den Briefen kennen.

Wie Pfeffel in Beziehung auf seine Religiosität und seine Politik auf der einen Seite über die Schranken der alten Orthodoxie hinausstrebte, auf der andern aber sich vor aller Ueberstürzung hütete; wie ihm die kalte Negation der Deisten eben so zuwider war, als die modern-pietistische Ueberschwenglichkeit, so sehen wir ihn auch in der Litteratur eine ähnliche Mittelstellung einnehmen. Er hatte zuerst an Gellert sich gebildet, für den er Zeitlebens große Hochachtung hegte, war aber gleichwohl über Gellert hinausgeschritten, indem er der jüngern Ge-

neration mit Talent und glücklicher Handhabung dieses Talentes sich anschloß. Nun aber schien ihm in Absicht auf das, was die deutsche Litteratur leisten sollte, das Ziel erreicht, oder wenigstens der Weg gefunden, der ruhig und besonnen verfolgt, zu diesem Ziel hinführen sollte; daher kam ihm die Sturm- und Drangperiode, wie sie durch Klinger, theilweise auch durch Göthe, eingeleitet wurde, sehr ungelegen, und die damit in Verbindung stehende Bewunderung Shakspeares konnte er nicht theilen. Bei Anlaß des neu erschienenen Romans von Jung-Stilling, „Herr von Morgenthau", schreibt er (9. Juli 1779): „Er gefällt mir lange nicht so gut, als Stilling. Der Verfasser hat Freude daran, die Ehebündnisse so geschwind zu schließen, als meine Eleven Kaufcontracte für ein Pfund Kirschen. Die meisten seiner Helden in diesem Buche sind in ihrer Art Phantasten. Dabei kann man freilich ein ehrlicher Mann sein, aber wo bleibt der Nutzen solcher aufgestellten Beispiele? Und wenn die Personen eines Romans nicht bessern können, so verlohnt es vollends der Mühe nicht, ihn zu lesen." Diese jetzt längst aufgegebene Ansicht von der Kunst, daß sie einen moralischen Nutzen abwerfen, daß sie unmittelbar bessern müsse, wehrte es nun Pfeffel allerdings, das Genielle um seiner selbst willen, in seiner frischen noch etwas ungezogenen Jugendkraft, mit Wohlgefallen zu begrüßen. In den ersten Regungen des freiern, über die herkömmlichen Formen hinausstrebenden Genius sah er nur eine tollköpfige Phantasterei. Nicht nur Stilling und Lavater waren ihm zu phantastisch; auch in Göthe wußte er sich nicht zu finden. Wieland und Klopstock standen ihm höher, doch dieser wieder höher als jener. In einem Briefe an Sarasin vom Januar 1778 tadelt er es bitter an Lavater, daß er aus Lenz so viel mache und daß er dagegen Pope, dessen Lockenraub und Versuch über den Menschen doch Meisterstücke seien, nicht wolle als Dichter gelten lassen, bloß weil Pope keine Dichterstirn habe. Bisher habe man die Dichter aus ihren Werken beurtheilt, jetzt spreche

die Physiognomik das Monopol an, ihre Verdienste zu bestimmen. Und dann fährt er fort: „Göthe ist ihm (dem Lavater) das größte aller deutschen Genies. Die Prüfsteine können doch nichts als „Götz" und „Werther" sein. Hermanns Schlacht bleibt doch immer mehr, als Götz, und Agathon, der halbe Agathon mehr als Werther, beide bloß als Werke des Genies betrachtet." — Ob Lavater oder Pfeffel in der Beurtheilung Göthe's recht hatte? darüber hat die Zeit schon längst gerichtet. — Am stärksten aber sprach sich Pfeffels Antipathie gegen die neuere poetische Richtung aus im Verhältnisse zu Klinger, den die Litteraturgeschichte als einen Hauptanführer der Sturm- und Drangperiode bezeichnet. Sein Freund Schlosser hatte ihn in demselben Jahr 1778 mit Klinger besucht und da muß dieser durch sein Betragen zu unangenehmen Auftritten Anlaß gegeben haben, welche Pfeffeln kränkten und über die er in einem Briefe vom 24. April an Sarasin und dessen Gattin sein erbittertes Herz ausschüttet:

Gestern, liebste Freunde! ist Schlosser und sein Schildknappe wieder abgereist. Wär' er (Schlosser) doch allein gekommen! Alle unsre Augenblicke wären selig gewesen! Der brave Mann entwürdigt sich in solcher Gesellschaft, ich hab es gesehen, daß er sich entwürdigt. Aber das Freunde, kann ich euch nur sagen, seit vorgestern bin ich mit den deutschen Genies auf ewig zerfallen. Weder ich, noch die Meinigen sind unmittelbar beleidigt; aber es ist Folter, einen Buben, der eine Handvoll von Shakspeares-excrementen gefressen hat, ehrliche Leute, die nicht nach Shakspeares-excrementen stinken und doch ehrliche Leute sind, verachten und beschimpfen zu sehen. Vergieb mir's Bruder! mein Herz läuft über; aber wahrlich mein Blut ist kalt. Ich mußte mich zwingen, aber Gottlob! es gelang mir zu schweigen. Seit vorgestern, Bruder! bist du in meinem Busen um einen Platz höher hinaufgerückt. Aber laß' uns vor dem heiligen Gott, vor der heiligen Menschheit, laß uns einander schwören, den Men-

schen bloß nach den Thaten seines Herzens, und auch da mit Nachsicht, niemals aber ihn nach seinem Wissen, nach der Gattung seines Wissens, nach den Lücken seines Wissens, zu beurtheilen und zu schätzen. Schreibt Einer was, nun, so hab' er Dank dafür nach dem Grade des Nutzens oder des Vergnügens, so er uns oder andern ehrlichen Leuten verschafft hat, Dank aber auch schon dafür, daß er uns Nutzen oder Vergnügen hat verschaffen wollen. Ist aber seine Schrift nicht geradezu ein Balsam für die Unglücklichen, ein Elixir für unsre Tugend (sic), so soll er, wofern sie nicht gerade das Gegentheil ist, uns immer noch lieb darum sein; aber sein Herz, nicht seine Ode, sein Schauspiel, sein Roman soll uns sein Verdienst bestimmen. Es giebt Leute, die nichts von alle dem geschrieben haben und, wo nicht mehr werth, doch gewiß eben so wenig Schurken sind, als alle Klopstock und Wieland und Göthe und der ganze Rudel der wahren oder sein wollenden Genien, deren bloße Intoleranz ihnen jedes brave Herz verschließen sollte. Schade für eine Philosophie, Schade für einen Geschmack, ja Schade für eine Religion, die uns Fehler aufdecken, aber nicht Fehler dulden, nur das Herz durchbohren, aber nicht öffnen lehren u. s. w.

So aufgeregt und erbittert hier Pfeffel gegen Klinger erscheint, so wenig konnte sein gutes Herz sich verschließen, wo es galt, einen Freundesdienst auch zu Gunsten dessen zu thun, der ihn persönlich abstieß. Wenige Tage nur nach dem obigen Brief (den 29. April) schreibt er wieder an Sarasin: Ich wiederhole es, daß ich um Schlossers willen seinen Klinger sehr gerne dulden will und daß meine Antipathie gegen die Genies bloß ihre Art zu denken und zu reden, nicht aber ihre Personen angeht. Mit Klingern dürfte ich ohnehin viel zu schwatzen bekommen, weil ich ihm, unter uns gesagt, durch Franklin eine Kriegsstelle in amerikanischen Diensten verschaffen soll und bereits darum geschrieben habe. Sein Vorsatz ist, als ein braver Kerl zu fechten, alles Mitleid zu verbannen

und bei der ersten schmerzhaften Wunde sich selbst durch den Kopf zu schließen. Das heißt in unsern Tagen Kraft, Energie, Selbstständigkeit. Einem solchen Eisenfresser möchte ich aber doch keinen Maulesel zu beschützen anvertrauen. Es ist den tragischen Poeten und Empfindlern so mancher Ausdruck geläufig, bei dem sie nichts denken und nichts fühlen. — Wir lesen nun an Klingers Trauerspielen. Hier und da wieder schwimmt ein schöner Gedanke in einer Sündfluth von Schaum und faulem Wasser. Seine Plane aber sind weit natürlicher, als Göthens, Lenzens und Wagner seine. Die Charaktere hingegen meist rasend." — Auch mit Herder zeigt sich Pfeffel nur halb zufrieden und auch die neuere Richtung der Pilosophie sieht er mit verdächtigen Augen an. „Von Herder (schreibt er im Juli 1778) habe ich erst ein Paar Seiten gelesen und weiß noch nicht, wo er hinaus will. Seit dem ich sehe, daß die Philosophie so gar wenig Philosophen macht, fange ich an, ihre Spekulationen zu verachten. Wir denken, wir empfinden, das ist gewiß: aber was liegt daran, wie es damit zugeht? Sollte etwa die Erforschung dieser Operationen unsers Geistes uns besser denken und empfinden lehren? Daran werde ich solange zweifeln, bis die Metaphysik mir auch nur einen Erziehungskunstgriff enthüllen wird. Freilich giebt es unter den Philosophen Erzieher, denen wir nützliche Regeln zu danken haben; allein nicht ihr Nachdenken, sondern die Erfahrung hat sie darauf geleitet, dann haben sie ihre Bemerkungen generalisirt, und eben diese Erhebung derselben in allgemeine Grundsätze hat sie oft unbrauchbar, bisweilen falsch gemacht.

Je weniger Pfeffel der Vorläuferin der Romantik (denn so können wir doch wohl die Klingersche Richtung bezeichnen) huldigte, mit desto reinerem Vergnügen schloß er sich an die alte klassische Parthei an, namentlich an Homer, den er, bei seiner schwachen Kenntniß des Griechischen, freilich nur durch das Medium der Bodmerschen Uebersetzung kannte. So

schreibt er den 9. October 1778: Ich habe die vorige Woche die Odyssee gelesen. Ich kann nicht griechisch und die französische Uebersetzung, die mir ehmals in die Hände fiel, ward mir zum Ekel. Die Bodmersche ist mit all ihren Fehlern eine entzückende Lektüre. Es giebt keine drei Bücher in der Welt, die meinem Herzen so wohl gethan haben. (Er muntert auch Sarasins auf, den Winter doch ja nicht vorbei gehn zu lassen, ohne diese Bodmersche Uebersetzung Homers zu lesen.)

Nachdem wir so Pfeffel im Allgemeinen von der religiösen und ästhetischen Seite kennen gelernt haben, so lassen Sie uns aus seinem Briefwechsel mit Sarasin noch eine kleine Nachlese halten, die ihn mehr in den persönlichen Beziehungen zu unserm Freunde und zu Andern darstellen wird.

Wie Lavater, so nahm sich auch Pfeffel häufig die Freiheit, interessante Menschen, besonders Gelehrte und Künstler an das Sarasin'sche Haus zu empfehlen. So im Jahr 1784 die blinde Clavierspielerin Maria Theresia Paradies, für welche Pfeffel als Blinder sich besonders interessirte und die damals in Deutschland großes Aufsehen machte, auch in der Schweiz Concerte gab [1]), so ein andermal die Tobler'sche Schauspielergesellschaft u. s. w. Von Gelehrten, die er an Sarasin empfahl, verdient Göckingk genannt zu werden. Von ihm schreibt er den 13. Juni 1781.... „Gestern wurde ich von einem der angenehmsten Besuche, die ich noch aus Deutschland erhielt, überrascht. Es war der preußische Kanzleidirektor Göckingk, der beste Episteldichter und einer der besten Menschen. Er ist der Mitherausgeber des Hamburger Musenalmanachs und seine Gedichte zweier Liebenden müssen dir bekannt sein. Er führt darin den Namen Amarant, und sein treffliches Weib, eine unsrer besten Dichterinen, den Namen Nantchen.... Du mußt meinen Göckingk kennen lernen, ich hab's ihm versprochen und sende ihm heute ein Paar Zeilen nach. Kannst du ihm was

1) Ueber den schlechten Erfolg in Zürich siehe die Correspondenz vom Jahr 1784.

weisen, so thue es, Bruder! um Apolls und um der Musen willen, um des Werthes willen, den jeder Edle in deinen Augen hat." — Auch über die Sophie Laroche, den Dichter Jacobi und Andere finden wir zerstreute Spuren in dem Briefwechsel. — Auch Salis taucht das erstemal auf in einem Brief vom 1. Dec. 1785. Er hatte als Officier der Schweizergarde an Pfeffel ein Gedicht geschickt, das dieser beantworten will.

Des armen Lenz nahm Pfeffel mit derselben Treue sich an, wie Lavater und Schlosser. Wir werden darauf bei Lenz zurückkommen. Hingegen wird es nicht unerwünscht sein, das Urtheil Pfeffels über den Pfarrer Oberlin zu hören, der auch in die unglückliche Geschichte Lenzens verwickelt wurde, ein Urtheil, das um so merkwürdiger ist, als damals Oberlins Name noch nicht in Aller Munde war, wie jetzt.

Pfeffel schreibt über ihn an Sarasin unterm 6. Febr. 1788:

Oberlin verließ uns vorgestern Nachmittag; ein simpler, redlicher, weiser, unermüdeter, menschenliebender, kurz ein wahrhaftig apostolischer Mann. Ohne Ansprüche auf Genie und Berühmtheit, wirkt er in seiner Sphäre langsam, wie die Vorsehung, die ihn unterstützt. Er hat das Steinthal, das elsässische Siberien, schon zur Hälfte umgeschaffen, den höchst armen und verwilderten Einwohnern Liebe zur Arbeit, zum Lesen und zu aufheiternden Künsten und was unendlich mehr ist, zu Sitten und Tugenden eingeflößt. Bei jedem Schritte findet er einen Stein des Anstoßes, den er und sein würdiges Weib mit muthigen Händen angreifen, um ihn langsam aus dem Wege zu schieben, denn drüber wegspringen läßt sichs nicht und zum Wegschleudern sind sie zu schwer. Mit der edelsten Bescheidenheit gesteht der Mann, daß sein Vorgänger ihm einen großen Theil der Arbeit schon zugeschnitten hinterließ und daß ihm auch Kaufmann [1]) gute Räthe ertheilt.

1) Dieser Kaufmann aus Winterthur erscheint öfter in den Sarasin'schen Briefen; er war namentlich ein Freund Schlossers und Lenzens; er scheint ein höchst unzuverläßiger Charakter gewesen zu sein.

Zur Ausführung hatte dieser nie Geduld und harrende Energie genug. . . . Was Lenz thun wird, wollen wir sehen. Oberlin ist der Mann und vielleicht der einzige Mann, der ihm, wenn sein Kopf es erlaubt, Geschmack an einer anhaltenden und nützlichen Arbeit beibringen kann. Zu diesem wackern Pfarrer sollten wir einmal mit Zoe und Doris eine Wallfahrt anstellen. Wir würden da die Menschheit in ihrer Wiege, mit ihren Tugenden und Gebrechen und einen Erzieher antreffen, der nicht weiß, daß er mehr ist, als alle Verfasser gedruckter und ungedruckter Erziehungsplane.

Daß Pfeffel, wie Lavater, auch häusliche Freuden und Leiden mit seinem Sarasin theilte, läßt sich erwarten.

Bei Todesfällen, die sein Haus oder das seiner Freunde berührten, spricht sich sein einfacher Christenglaube mit der heitersten Fassung aus. Auch ökonomische Verlegenheiten verhehlt er dem Freunde nicht. Es ist fast herzbrechend, wenn man den blinden, von Rheumatismen geplagten Mann, dem eine Badekur wohlgethan hätte, mit humoristischer Resignation folgendes dictiren hört den 1. Juni 1798: „Sicher würden die Quellen von Plombières mir meinen alten Schaden lindern und in deiner Gesellschaft würde gewiß die Kur noch kräftiger sein; ich muß aber dieses so heilsame Mittel wider meinen Willen auf ein andres Jahr versparen: denn für jetzt habe ich gar wichtige Gründe, die mich zu Hause halten. Fürs erste habe ich kein Geld, für's zweite habe ich kein Geld, für's dritte habe ich kein Geld; sollte mir die neue Ausgabe meiner Fabeleien etwas abwerfen, so ist es zum Ausflicken meines Körpers bestimmt." — In demselben Briefe scherzt er auch über sein nunmehriges Verhältniß zur helvetischen Gesellschaft, in der er einst so frohe Tage genossen hatte. „Ich weiß nicht, ob ich wünschen soll, sie je wieder zu besuchen, ich fürchte der Hund im Kegelspiel oder die Sau in des Juden Haus zu sein."

Wir können diese Stimmung uns denken, wenn wir uns der frohen Stunden erinnern, die Pfeffel mit Lavater und Sara-

sin in Schinznach vollbracht und der harmlosen Scherze, denen sie sich dort hingegeben hatten. Derselbe Ton hatte sich auch noch in Olten erhalten, aber mit der Revolution und ihren Folgen trat die Verstimmung ein. Nur noch ein Rückblick auf die frühern Tage der Gesellschaft sei uns bei Anlaß Pfeffels vergönnt. Es ist schon erwähnt worden, daß unser Dichter im Jahre 1785 die Gesellschaft in Olten präsidirte. Die Gesellschaft war auf den 9. Mai angesagt, mußte aber wegen eines Jahrmarktes auf den folgenden verschoben werden. Pfeffel machte davon folgende scherzschafte Anzeige, wovon sich das Aktenstück noch in der Sarasin'schen Correspondenz findet. Von Gottes Gnaden, wir Gottlieb Conrad Pfeffel, Burgherr auf Bagatelli [1]), Bürger und des großen Raths zu Biel, wie auch einer hochpriesterlichen helvetischen Gesellschaft dermaliger Vorsteher, entbieten unserm lieben und getreuen Jakob Sarasin unsern gnädigen Gruß zuvor. Demnach uns durch euch die geziemende Eröffnung geschehen, was massen ein auf den 9. Mai einfallender Viehmarkt die Zusammenkunft der helvetischen Gesellschaft auf diesen Tag nicht füglich gestatten wollen, auch aus einer Beilage von unserm ehrenvesten Archivar erhellet, daß dieser sowohl als unser würdiger Kanzlar nach eingezogenem Gutachten des Kronenwirths in Olten die Verlegung erwähnter Zusammenkunft auf den nachfolgenden 10. Mai für dienlich halten, als gehet unsre gnädige Willensmeinung dahin, daß wir aus Respekt für das helvetische Rindvieh und dessen hergebrachten Rechten, gedachten unterthänigen Antrag genehmigen, und folglichen den Tag des Eintreffens in gedachtem Olten hiemit auf Dienstag den 10. Mai anni currentis festzusetzen geruhen wollen, welches wir auch zu schuldiger Nachachtung durch Gegenwärtiges kundthun und euch übrigens in Gnaden gewogen bleiben. Gegeben auf unserm Residenzschloß Bagatella den 17. Januarii 1785.

---

1) So nannte er sein kleines Landhäuschen.

Und so möge denn diesem kindlichen Scherz entsprechend noch am Schlusse ein Räthsel stehn, das in dem goldenen Zeitalter von Schinznach 1777 von Lavater und Lerse zusammengereimt wurde und das wir als Devise unter Pfeffels Bildniß setzen möchten.

Auf lös' ein Räthsel mir geschwind,
Ein Rath, den Jeder lieb gewinnt,
Deß Güte dickes Blut verdünnt,
Der manches sucht und manches findt,
Sich leiten läßt, als wie ein Kind,
Ein Autor ist, wie wenig sind,
Mit einem sechsten Sinn empfindt,
Der auf die Sympathie sind gründt,
Im Stillen auf ein Liedlein sinnt,
Der Maienkäfern Fäden spinnt,
Dem Salomon nach Hause zündt,
Und doch an beiden Augen blind.

Gewissermaßen als Anhang zu Pfeffel verdient unter den Correspondenzen Sarasins ferner genannt zu werden Pfeffels Gehülfe:

Lerse.

Der Mann ist besonders durch Göthe bekannt geworden, der seinem Leben, Dichtung und Wahrheit (9. Buch S. 249 ff.) eine so höchst anziehende Schilderung von seiner Rechtlichkeit, Ordnungsliebe und Gewandtheit macht, und dessen Liebenswürdigkeit dem Dichter so sehr sich einprägte, daß er ihm in seinem Götz von Berlichingen ein Denkmal setzte, indem er der wackern Figur, die sich auf eine so würdige Art zu subordiniren weiß, den Namen Franz Lerse gab. Man hätte ihn (sagt er an einem andern Ort, Buch 11, S. 55) als Muster eines deutschen Jünglings aufstellen können. — Er war eine Zeitlang der Gehülfe Pfeffels und so ergriff er auch bisweilen wie die